

Michael Schorer

# Asymmetrie

Eine ernsthaft unernste Geschichte  
von Liebe, Lotos und Atomen

© 2017 Michael Schorer

Erstausgabe

Umschlaggestaltung und Karten:  
Michael Schorer

Lektorat und Korrektorat:  
Catherine De Kegel, Hannelore Blum, Marie-France Aepli

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN Paperback: 978-3-7439-1793-4

ISBN e-Book: 978-3-7439-1794-1

Das Werk, einschliesslich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie: detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

## Vorangestelltes Nachwort des Autors

Dieser Roman erzählt eine frei erfundene Geschichte, geschrieben aus der Lust am Fabulieren. Alle hier auftretenden Personen entspringen der Fantasie des Schreibenden – alle, ausser Nguyen Tuong Vy.

Mit ihrer Namensgeberin hatte ich im Dezember 1980 in Singapur eine flüchtige Begegnung. Sie war damals ein schwächlicher Teenager, geflohen aus Südvietsnam auf der Suche nach einer besseren Zukunft. Aus Gründen, die sich mir heute nicht mehr erschliessen, ist mir ihr Name in Erinnerung geblieben. Die reale Tuong Vy hat jedoch – ausser dem Namen und dem Flüchtlings-schicksal – nichts mit der Kunstfigur im Roman zu tun.

Real sind hingegen die Orte der Handlung – alle, ausser Rocky Island. Diese paradiesische Tropeninsel gibt es zwar tatsächlich. Sie befindet sich aber an einem anderen Ort.

Die Geschichte spielt an der Wende zu unserem Jahrtausend. Und noch ein Wort zur Asymmetrie in Atomen: Die hier dargelegte Lösung des Radioaktivitätsproblems im Kernbrennstoff ist Science-Fiction. Die geschilderten nuklearphysikalischen Prozesse sind zwar aufgrund der bekannten Naturgesetze nicht *a priori* unmöglich. Dass so etwas in der Praxis funktioniert, ist hingegen äusserst unwahrscheinlich. Leider.

Bern, im Frühsommer 2017

## Über den Autor

Michael Schorer, Dr. phil. nat., ist 1955 in Bern geboren und hat dort physikalische Geographie studiert. Seinen beruflichen Weg begann er bei der Berner Tageszeitung «Der Bund» als Redaktor und Wissenschaftsjournalist. Im Laufe seiner beruflichen Tätigkeiten hat er sich immer wieder intensiv mit der friedlichen Nutzung der Kernenergie auseinandergesetzt.

Michael Schorer ist verheiratet und Vater von vier erwachsenen Kindern (Vierlingen).

# Inhalt

Prolog.....	9
Flucht .....	21
Neuanfang .....	93
Im Passatwind.....	143
Eskalation .....	193
Hitze .....	263
Stellungskrieg.....	297
Am Lotosteich.....	359
Duell der Feen.....	397

# Prolog

Endlich hatte der Sterbende im Graben vor ihm aufgehört zu stöhnen. Sebastiano d'Alessandria bog vorsichtig die Zweige auseinander und spähte mit dem gesunden Auge aus dem Gebüsch, das ihm als Versteck gedient hatte. Bisher hatte er Glück gehabt, dass ihn die Plünderer übersehen hatten.

Man schrieb den 24. Februar 1525. Die Morgennebel hatten sich in die feuchten Niederungen des Ticino-Flusses zurückgezogen. Die bleiche Spätwintersonne beleuchtete auf dem Schlachtfeld vor der Festungsstadt Pavia eine gespenstische Szene. Wie riesige schwarze Totenvögel sprangen die Bauern aus der Umgebung zwischen den erschlagenen Franzosen, Italienern und Schweizern umher und rafften alles an sich, was die kaiserlichen Sieger nicht schon genommen hatten. Die Luft roch nach Tod und Verwesung.

Sebastiano drückte ein schmutziges Tuch auf sein zerquetschtes Auge und versuchte, Herr über den wütenden Schmerz zu werden. Er verfluchte den Bolzen aus einer habsburgischen Armbrust. Er verfluchte den französischen König und den habsburgischen Kaiser. Er verfluchte sich selbst, dass er sich auf das Kriegshandwerk eingelassen hatte.

Sebastiano war noch keine zwanzig Jahre alt, aber er hatte die Schnauze gestrichen voll. Voll davon, am Lagerfeuer die Heldenepen zu hören, voll davon, sich vom Versprechen von Ruhm und Ehre und Geld blenden zu lassen. Im blutigen Desaster von Pavia war ihm klargeworden, dass er ein Mann des Buches war. Dass es ihm bestimmt war, den Stein der Weisen zu suchen und die Welt in ihrem innersten Kern zu ergründen.

Sebastiano beschloss, Mönch zu werden.

## Fast fünfhundert Jahre später in Rom

Als Enrique Ramirez auf der Flucht vor einem plötzlichen Wolkenbruch eine Bar im Trastevere-Quartier in Rom betrat, hatte er noch nie etwas von der Schlacht bei Pavia gehört. Enrique war mit seinem Freund – oder genauer: seinem Liebhaber – von den Philippinen nach Rom geflogen, um mit dem Papst die letzten Ostern im ausgehenden 20. Jahrhundert zu feiern – oder genauer: um mit seinem Liebhaber einige ungestörte Tage zu verleben und sich vor Ort über die neuesten italienischen Modetrends zu informieren.

Enrique war schlecht gelaunt. Die Leute hier in der Fashion-Szene sprachen – wenn überhaupt – ein lausiges Englisch, der Papst sah live nicht anders aus als im Fernsehen und sein Lover hatte Durchfall vom Olivenöl und war auch sonst ein Reinfluss.

Finster um sich blickend suchte er sich im Zigarettenrauch einen freien Platz an der Bar. Immerhin: Der Kaffee, der hierzulande viele verwirrende Namen hatte, war schwarz, bitter und gut. Er fand eine Lücke neben einem Priester und bestellte einen Espresso.

«*Carpe diem*», meinte der Priester und lächelte Enrique an.

«*Sorry, I don't speak any Italian*», knurrte Enrique.

«Macht nichts, ich bin Franzose», antwortete der junge Mann belustigt und strich seine Soutane glatt. «Und überdies war meine Begrüssung in Latein. Und heidnisch. Sinngemäss etwa: Nutze die Zeit, die dir bleibt, für dein Vergnügen! Denn du weisst ja nie, ob heute der letzte Tag deines Lebens ist.»

Sein Englisch war noch schauderhafter als das der Italiener, befand Enrique, aber mit einem charmanteren Akzent. Seine Laune besserte sich. Der Priester begann ihm zu gefallen.

«Ich bin selbständiger Modefotograf aus Cebu City auf den Philippinen», stellte er sich vor.

«Ich bin Bibliothekar in der Vatikanischen Bibliothek hier in Rom», antwortete der Priester. «Ich heiße François.»

Sie blickten sich in die Augen. Man verstand sich. *Carpe diem.*

Am nächsten Morgen setzten sich die beiden in der unordentlichen kleinen Küche des Priesters zum Frühstück. Um Platz nehmen zu können, musste Enrique ein Bündel Papiere aus dem Weg räumen. «*Excuse-moi*», meinte François und schob das Bündel hastig in eine Ecke.

«Die sehen aber sehr alt aus», meinte Enrique und versuchte einen Scherz. «Sind das verbotene Manuskripte aus den geheimnisvollen Abgründen der Vatikanischen Bibliothek, die vor den Augen der sündigen Menschen verborgen bleiben sollen?», grinste er.

Das war, wenn auch ohne Absicht, ein Volltreffer. Der Priester errötete. «Bitte... äh... verrate mich nicht. Nicht nach dieser wunderbaren Nacht. Ich... ich tue eigentlich nur... nur meine christliche Pflicht», stotterte er.

Enriques Neugier war damit definitiv geweckt und er blickte den Priester freundlich, aber erwartungsvoll an. François knetete nervös seine Hände. Unschlüssig starrte er durchs Fenster ins fahle Morgenlicht, das den mächtigen Petersdom als dunkle Silhouette vor dem zarten Rosa des Himmels erscheinen liess. «Ach, es handelt sich nur um obskure Aufzeichnungen eines Renaissance-Mönchs», versuchte er abzuwiegeln.

Dabei war ihm sichtlich unwohl, denn das war nicht die ganze Wahrheit. Die Papiere stammten von einem Benediktinermönch namens Sebastiano d'Alessandria, und in ihnen steckte irgendein Geheimnis. Erhalten hatte er sie vom bejahrten Kardinal S., seinem obersten Chef. Der Kardinal hatte ihm auf dem Sterbebett die Manuskripte überreicht mit dem Auftrag, sie einem alten Priesterkollegen irgendwo in Ostasien zu übergeben. Er hatte François dazu nur erklärt, dass er als junger Mann mehr durch



Zufall in einem abgelegenen Regal der Vatikanischen Bibliothek auf dieses Material gestossen war. Und dann viele Jahre damit verbracht habe, die schwer lesbaren lateinischen Aufzeichnungen ins Französische zu übersetzen und zu verstehen.

Enrique, dem die Nervosität des Priesters nicht entgangen war, witterte Morgenluft. Der Geschäftsmann in ihm erwachte. «Worum geht es?», erkundigte er sich. «Vielleicht kann ich etwas für dich tun.»

François lief in die Falle. Er schüttelte den Kopf. «Ach nein, kaum», meinte er. «Es ist nur der Bericht eines Alchimisten, der offenbar vor fünfhundert Jahren eine bahnbrechende Entdeckung bei Atomkernspaltungen gemacht hat. Natürlich ohne es zu merken», ergänzte er, da beim damaligen Wissensstand nichts über die *átoma* bekannt gewesen sei, den kleinsten gedanklich nicht weiter teilbaren Materieteilchen der antiken griechischen Philosophen.

«Das tönt toll», meinte Enrique amüsiert, «und ich habe echt keine Ahnung, wovon du sprichst. Würdest du dich bitte zwischendurch etwas Nützlichem zuwenden und mir eine Tasse Kaffee anbieten?»

François' Gedanken blieben andernorts. «Irgendwie geht es um Symmetrien oder Asymmetrien. Jedenfalls um komplizierte Physik und Mathematik», murmelte er vor sich hin. «Aber ich stehe in der Pflicht. Der sterbende Kardinal wollte sein Geheimnis weitergeben. Jemandem, der etwas von Atomen versteht.»

Er nickte, sich selbst bestätigend. Dann wurde ihm die Anwesenheit von Enrique plötzlich bewusst und er blickte erschrocken auf. «Selbst wenn ich die Vorschriften des Vatikans grob verletzt habe – ich habe die Papiere des Kardinals uneigennützig zu mir genommen», verteidigte er sich, ohne beschuldigt worden zu sein. «Schliesslich... schliesslich war es der Wille eines Sterbenden.» François wischte sich den Schweiss von der Stirn.

«Zweifellos hast du richtig gehandelt», beruhigte ihn Enrique und setzte sein sanftes Verhör fort: «Und was tust du jetzt damit? Kann ich irgendwie helfen?»

Enriques subversive Taktik ging auf. François wurde immer unsicherer. «Ich weiss nicht – ich... ich habe wie vom Kardinal gewünscht einen Brief an die Adresse des Priesters im Fernen Osten geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Dafür tauchte vor zwei Tagen ein unheimliches Schlitzauge auf und...» Der Priester unterbrach sich, errötete erneut und blickte Enrique schuldbewusst an. «*Excuse-moi*, ich wollte dich natürlich nicht ausgrenzen.»

Enrique musste lachen. «Macht nichts. Wir haben auf den Philippinen auch böse Namen für Leute wie dich. Wir sind ein stolzes Volk. *Pinoy Pride*, wie man bei uns sagt, wenn wir uns positiv vom Rest der Welt abheben wollen.»

Der Priester nickte erleichtert. «Und jetzt – jetzt weiss ich nicht, was ich tun soll.» Er öffnete das Bündel und zeigte Enrique einige Blätter mit seltsamen Zeichnungen. «Ich habe keine Ahnung was das alles bedeutet – kennst du vielleicht einen Kernphysiker oder Nuklearingenieur, der damit etwas anfangen kann?», fragte er mehr zu sich selbst, ohne eine Antwort zu erwarten.

Bevor Enrique etwas sagen konnte, klingelte es an der Tür zum Vorgarten. François stand auf, trat in den Flur und öffnete die Tür.

Daraufhin geschah alles sehr schnell.

Später konnte sich Enrique nur daran erinnern, dass es unter der Tür zu einem Handgemenge gekommen war und der oder die Angreifer blitzartig davonliefen. Als er seinem neuen Freund zu Hilfe eilen wollte, war es schon zu spät. François lag am Fuss der kurzen Freitreppe. Aus einer tiefen Wunde am Kopf floss Blut. Aus dem Flüstern des Sterbenden entnahm Enrique, dass er um aller Heiligen Willen die Papiere des Kardinals verschwinden lasse solle – um weiteres Unheil zu verhindern, falls sie in falsche Hände gelangen sollten.

Enrique bezwang sein Entsetzen. Er bekreuzigte sich hastig, bedeckte respektvoll das Antlitz des Toten mit einem Handtuch aus der Küche, holte das Papierbündel und machte sich aus dem Staub. Mit diesem Überfall wollte er nichts zu tun haben und noch viel weniger mit der Römer Polizei.

Die Manuskripte behielt er bei sich. Denn – ja, einen Nuklearingenieur kannte er: seinen alten Freund Jean-Michel Balliol. Wenn er ihm das Bündel aushändigte, wäre dem Willen des Kardinals genüge getan, beruhigte er sein Gewissen. Und vielleicht steckte in diesen Papieren etwas, das man zu Geld machen konnte.

*Carpe diem* – wie recht der arme François hatte.

## Hanoi, Vietnam

Der Mann in mittleren Jahren stand reglos am Fenster und schaute in den Nebel hinaus. Aus der Tiefe der Strasse brandete Verkehrslärm herauf. Es war ein grauer, trister Tag, wie es viele gab in Hanoi. Das Wetter im frühlinghaften Rom war eindeutig besser gewesen als hier in Vietnam, und auch die Weine Italiens hatten es ihm angetan. Aber er war vergeblich um die halbe Erde gereist. Er war zu spät gekommen. Und das nur wegen der lahmarschigen Bürokraten, die Monate benötigt hatten, um ihm die Reisepapiere auszustellen.

Es war vor gut drei Monaten gewesen, als er in der Morgenpost den Brief aus Rom gefunden hatte. Das private Schreiben war von der Zensurbehörde abgefangen, geöffnet und, da darin von nuklearen Dingen die Rede war, an die zuständige Fachstelle des Geheimdienstes weitergeleitet worden. Diese hatte festgestellt, dass der Adressat – ein ausländischer Priester ohne Angehörige in Vietnam – inzwischen verstorben war. Da Tote nicht sprechen können und auch keine Spionagetätigkeit ausüben, erlosch das Interesse der Geheimdienstler. Sie leiteten den Brief an das Ministerium für Wissenschaft und Technologie weiter.

Dort landete er auf dem Schreibtisch von Pham Hoang Lac. Und der reagierte sofort. Es war der Hinweis auf Asymmetrie im Brief, der ihn alarmiert hatte. Als ausgewiesener

Nuklearfachmann hatte er sich bereits seit vielen Jahren mit diesem Thema herumgeschlagen. Er hatte sogleich das Potenzial dahinter erkannt und beschlossen, sofort nach Rom zu reisen, um an den jahrhundertealten Schatz heranzukommen.

Das Ganze hatte sich jedoch unter einem unglücklichen Stern abgespielt. Der Absender des Briefs in Rom – ein junger französischer Priester namens François – zeigte sich halsstarrig und wollte schriftliche Beglaubigungen sehen. Lac biss auf Granit. Alle seine Schwüre, dass er den in Vietnam verstorbenen Priester persönlich gekannt habe und dieser sein Lehrer gewesen war, liessen den Römer Schwarzrock kalt. Dabei war das nicht einmal gelogen.

Lac bedauerte nach seinem ersten Besuch beim Priester, dass er ihm keine jener Geschichten aufgetischt hatte, die gebildete Westler so gerne hören, wenn dadurch ihre politisch korrekten Vorurteile bestätigt werden. Vielleicht hätte er mit einem Gemjammer über die imperialistische Ausbeutung seines Landes durch Europäer mehr Erfolg gehabt. Er beschloss, gröbere Mittel einzusetzen.

Doch wie man in Vietnam sagt: Besudelst du dir die Hände, so bleibt auch dein Gesicht nicht frei von Schmutz. Die beiden Idioten vom Wachpersonal der vietnamesischen Botschaft in Rom, die den Priester an der Tür nur ein bisschen hätten einschüchtern sollen, liessen sich vom heftigen Widerstand des Gottesmannes überraschen. Im Handgemenge stürzte der Priester die Treppe hinunter und schlug mit dem Kopf so unglücklich auf das Scharreisen, dass er sich eine tödliche Wunde zuzog.

Als Lac kurze Zeit später den Toten hinter ein Gebüsch gezogen und die offenstehende Wohnung durchsucht hatte, war von den im Brief beschriebenen Manuskripten nichts aufzufinden. Jemand hatte bereits abgeräumt.

Damit war alles vermässelt und sein Türöffner zum vatikanischen Geheimnis tot. Lac seufzte und starrte weiter in die Nebel Nordvietnams. Beim Verlassen der Wohnung in Rom hatte er gelobt, zwei Kerzen anzuzünden – eine für das Seelenheil des unglücklichen jungen Priesters, und eine für den anderen

Schwarzrock, der in Vietnam verstorben war. Er selbst war zwar bekennender Atheist, aber mit katholischen Wurzeln, und das war er den beiden irgendwie schuldig.

Als er am folgenden Tag im Petersdom in Gedanken versunken seinem Kerzengelübde Folge geleistet hatte, war er mit einem elegant gekleideten Filipino zusammengestossen, der ebenfalls eine Kerze anzünden wollte. «*Oh, sorry*», hatten sie sich gegenseitig entschuldigt. Dann waren beide ihrer Wege gegangen.

## Visayas, Philippinen

Ihr Name war Christina. Sie war eines der Busenwunder von Enrique, der mittels seiner fotografischen Künste einschlägige Magazine und Websites mit ihren Kurven belieferte.

Enrique hatte sie auf die Ausfahrt mit dem Katamaran mitgenommen, um seinem langjährigen heterosexuellen europäischen Freund Jean-Michel Balliol Ablenkung und Unterhaltung zu bieten. Er brauchte den Miteigentümer Jean-Michel, um das grosse Boot sicher durch die Strömungen und Korallenriffe der Gewässer rund um die Inseln Cebu und Bohol in den philippinischen Visayas zu steuern. Dafür waren mindestens vier segelerfahrene Hände nötig. Und einer, der am Abend auf dem Deck blieb und Wache schob, wenn er, Enrique, sich mit seinem neuen Liebhaber in die Kabine zurückzog.

Nach seiner überstürzten Rückkehr aus Rom hatte er einige Zeit enthaltsam gelebt, um seinen Schock wegen François wie auch die Enttäuschung mit seinem Reisebegleiter zu verarbeiten. Doch bald darauf – das lag in der Natur seiner Arbeit – war er einem attraktiven Schauspieler und Dressman aus Manila begegnet. Dem wollte er mit dem Katamaran imponieren. Und dazu brauchte er Michel, wie er kurz unter Freunden genannt wurde.

Und Christina.

Christina war ein nettes Mädchen. Sie hatte eben ihren Liebhaber zum Teufel gejagt – zur Recht, wie Enrique fand – und war gerne der Einladung gefolgt. Denn die Gesellschaft von Michel versprach einen kurzweiligen Abend.

Michel, der seit einigen Jahren regelmässig seinen Urlaub auf der kleinen Insel Mactan vor Cebu verbrachte, war in den einschlägigen Damenkreisen um Enrique inzwischen gut bekannt. Dies nicht zuletzt deshalb, weil er ein attraktiver, grossgewachsener junger Ingenieur aus gutem Haus war – mit viel Leichtsinn im Kopf und mehr Geld in der Tasche, als seinem Alter angemessen war. Aber auch deshalb, weil er Humor hatte und sehr sanft sein konnte. Manche hätten Jean-Michel oberflächlich genannt. Aber das war nicht ganz richtig. Es gab Momente, da neigte er zum Grübeln. Aber was andere von ihm dachten, war ihm eigentlich egal. Wer genug Geld hat, braucht sich nicht um seinen Ruf zu kümmern.

Der Wind stand günstig und gegen Abend ankerten sie vor der Küste von Bohol. Nach dem Nachtessen verzog sich Enrique mit seinem Dressman nach unten. Michel und Christina – die Deckwache – richteten sich oben neben der Hausbar bequem ein. Sie mixten sich Drinks, plapperten fröhlich miteinander und Michel kam nicht umhin, ihre Brüste zu bewundern. Sie waren riesig, und er konnte sich eine Bemerkung über die Launen der Natur nicht verkneifen, wie er höflich zu formulieren glaubte. Sie meinte dazu ungerührt, dass nicht alles so sei, wie es scheine. Manchmal verberge sich unter der schönen Oberfläche ein Geheimnis.

Michel stutzte und goss beinahe seinen Drink über ihren Busen. Ihre nicht eben erotische Bemerkung blieb in seinem Gehirn haften. Er versuchte, sich auf den aufkeimenden Gedanken in seinem Kopf zu konzentrieren, was allerdings seiner Libido nicht eben förderlich war.

Christina merkte das natürlich und motzte, ob ihm ihr Busen denn nicht gefalle. Michel verschob das Grübeln auf später, wandte sich wieder den näher liegenden Dingen zu und versank

in Christinas üppigen Formen. Sie dankte es ihm, und der mond-  
helle Abend wurde so schön wie die palmengesäumte Bucht, in  
der das Boot auf der sanften Dünung dümpelte.

Die Idylle wurde erst gestört, als Enrique mit seinem Lover aus  
der Kabine trat, mit einem breiten Grinsen den Suchscheinwerfer  
einschaltete und das Deck in grelles Licht tauchte. Christina  
fand das lustig und warf sich in Pose, während sich Michel im  
grossen Schatten ihres Busens zu verstecken suchte. Enrique, du  
mit deinen rüden Scherzen, ärgerte er sich – um gleich darauf  
steil aufzusitzen und dabei vergessend, dass die beiden genau das  
erreichen wollten.

Enrique – ja das war es! Enrique hatte ihm vor einigen Tagen  
Manuskripte übergeben, die er offenbar von einem Priester in  
Rom erhalten hatte mit dem Versprechen, sie einem Nuklearinge-  
nieur zu zeigen. Darunter befand sich ein wunderschön gestaltetes  
Dokument, über und über bedeckt von kunstvollen Ornamenten.  
Und diese altersmorschen Manuskripte, hatte Enrique behauptet,  
müssten etwas mit «asymmetrischer Kernphysik» zu tun haben.  
Michel hatte sich höflich bedankt und die Papiere achtlos zur  
Seite gelegt, obwohl Enrique auch von Geld gemurmelt hatte, das  
man vielleicht damit machen könne.

Michel beschloss, der geheimnisvollen Sache im Licht von  
Christinas Bemerkung über die Natur ihres Busens nachzugehen.  
Sobald er neben der Affäre mit Christina Zeit dazu fand. Denn sie  
war wirklich ein nettes Mädchen. Und unkompliziert.

## Quang Tri, Vietnam

Von alledem hatte die junge Frau, die wie jeden Morgen bei Sonnenaufgang zur Arbeit in die Lebensmittelfabrik in der Provinz Quang Tri im ehemaligen Südvietnam ging, keine Ahnung. Anders als das leichtlebige Völkchen auf dem Katamaran lebte sie am unteren Ende der sozialen Leiter. Nach der monatelangen Quälerei war sie erschöpft und ihre sonst robuste Gesundheit war am Schwinden.

An diesem Tag küsste sie ihr reich verziertes Kreuz an der Halskette, bevor sie am Arbeitsplatz die lärmige Maschine einschaltete – als Dank dafür, dass sie seit fast einer Woche vom Vorarbeiter nicht geschlagen worden war. Trotzdem näherte sie sich unerbittlich dem Punkt der finalen Entscheidung – ihren Glauben an einen gütigen Gott aufzugeben wie auch ihr sinnlos gewordenes Dasein.

Wenn ihr jemand an diesem Morgen prophezeit hätte, dass die Asymmetrie in Atomen ihr Leben demnächst fundamental umkrempeln würde – sie hätte diese Person für übergeschnappt erklärt. Auch wenn sie durchaus etwas von komplexen Geometrien verstand. Aber das war Wissen aus einer anderen, verlorenen Welt.





# Flucht

## 1

Die Nacht war pechschwarz und es regnete. Jean-Michel hatte versucht, sich so bequem wie möglich auf dem sumpfigen Waldboden auszustrecken und dem tropischen Dickicht rund um ihn herum auszuweichen. Die Stichwunde in der Schulter schmerzte, obwohl, wie er zugeben musste, der aufgelegte Pflanzenbrei etwas Linderung verschafft hatte. Tuong Vy hatte mit Verweis auf Père Louis kurz vor dem Einnachten einige Blätter und eine beerenartige Frucht gesammelt. Mangels Alternativen hatte sie mit ihrem Speichel das schleimige Zeug zu einer Paste geknetet und auf die Wunde gestrichen.

Sein dünner Regenschutz war dem Tropengewitter nicht gewachsen. Unerbittlich drang die Nässe in seine Kleider. Obschon die Nacht warm war, fröstelte er. Das alles hat doch keinen Sinn mehr, sagte er sich, und schämte sich gleichzeitig für seinen Kleinmut. Im Dunkeln spürte er, dass seine Begleiterin wegen seiner Unruhe aufgewacht war. Sie hatte sich beim Verblassen des letzten Tageslichts wie eine Katze eingerollt, sodass ihr Gesicht von den Haaren völlig bedeckt war. Ein Feuer anzuzünden hatten sie nicht gewagt. Das wäre auch sinnlos gewesen, denn der Wolkenbruch hatte nicht lange auf sich warten lassen.

«Ist dir kalt?», fragte er leise in die Finsternis.

«Oh, ça va», flüsterte sie zurück. «Wir haben heute schon Schlimmeres überstanden.»

Ihr Gleichmut beeindruckte ihn. Seit sie auf der laotischen Seite des Sepon-Flusses erschöpft aus dem Wasser geklettert waren, schien sie ihren Mut wiedergefunden zu haben. Ganz im Gegensatz zu ihm. Er spürte, dass seine Bedrückung langsam der Verzweiflung wich. So ziemlich alles war schiefgegangen, und dabei hatte er die Flucht aus Vietnam doch perfekt geplant.

Mist. Beim Grübeln über seine Lage erinnerte er sich an einen Lehrsatz von Clausewitz, wonach auch die besten Pläne Maku-  
latur werden, sobald man sie durchzuführen beginnt. Der alte preussische General mag zwar Recht haben, fluchte er innerlich, aber das half ihm jetzt auch nicht weiter.

«Rücke näher zu mir, dann können wir uns gegenseitig wärmen», schlug er vor.

«*Non, non, ça va*» wiederholte sie. «Ich habe schon ganz anderes ertragen.» Aber sie rückte dann doch etwas näher, sodass er sie auf Armlänge ertasten konnte. Inzwischen waren beide hellwach.

«Du bist unruhig», flüsterte sie. «Sinnierst du immer noch dem Soldaten nach?» Michel knurrte etwas Unverständliches. «*Tant pis*», murmelte sie. «Das war Pech – für uns und für ihn.»

Eine Weile blieben beide stumm.

«Übrigens könnten wir beide tot sein und er noch lebendig. Und wir können das Geschehene nicht ändern, also vergiss es», meinte sie schliesslich unsentimental. «Im Krieg passieren viel schlimmere Dinge. Jetzt sind wir immerhin jenseits der Grenze in Sicherheit.»

Michel hatte da so seine Zweifel und ächzte, als er sich umdrehte, um eine bequemere Stellung zu finden.

«Hast du starke Schmerzen?», fragte sie.

«*Ça va*, nur wenn ich lache», gab er zurück, aber das war eine sehr freie Umschreibung des Sachverhalts.

Sie merkte das natürlich. «Morgen, sobald ich etwas sehe, kaue ich dir einen neuen Verband. Das wird den Schmerz lindern. Jetzt, im Dunkeln, würde ich es verpfuschen und alles noch schlimmer machen. Bis dahin musst du durchhalten. Bitte.»